

Höre meine Tochter - Mein Weg als Oblatin

„Wenn es Ihnen um weniger geht, als um die vollkommene Hingabe an Christus, sind Sie hier falsch.“ Diesen Satz sagte unsere Oblatenrektorin zu mir, als es um meine Aufnahme ins Vorbereitungsjahr auf die Oblation ging. Als ich antwortete, genau darum gehe es mir, meinte ich das sehr ernst und erschrak doch zugleich. Vollkommene Hingabe ... das klingt nach etwas für Heilige, nicht für Menschen wie mich. Doch dann wurde mir klar, dass diese Hingabe nichts ist, was ich aus mir heraus leisten muss oder kann. Es geht nicht um eine Leistung, sondern um eine Haltung: Um die Ausrichtung auf Christus, um das Vertrauen, dass Er mich auf meinem Lebensweg führen wird, um die Bereitschaft, mich von Ihm führen und formen zu lassen, schlicht um die Liebe zu Ihm.

Wo ich aber liebe, möchte ich dem Geliebten nahe und verbunden sein, ihn immer besser kennenlernen, ihn verstehen, mich an seinen Blick auf die Welt herantasten. Möchte wie Maria von Bethanien bei Ihm sitzen und Ihm zuhören.

„Höre mein Sohn auf die Weisung des Meisters und neige das Ohr deines Herzens“ ... Mit diesen Worten beginnt die Benediktusregel und diese ersten Worte sind für mich zugleich die wichtigsten.

Ja, ich will hören. Hören, nicht nur mit meinen Ohren, sondern mit meinem ganzen Wesen. Will wahrnehmen und in mich aufnehmen, was ist. Es in mir wirken lassen, mich davon berühren und verwandeln lassen und mich mit ganzem Herzen darauf einlassen.

Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, wohnt Seiner Schöpfung inne. Alles Sein geht fortwährend aus Ihm hervor und trägt Seine göttliche „DNA“.

Wie in jeder Zelle eines Leibes die ganze DNA enthalten ist, jedoch nur bestimmte Sequenzen wirksam werden, so ist auch in jedem Geschöpf das ganze Wesen Gottes enthalten, auch wenn jeweils nur ein nahezu unendlich kleiner Teil davon zum Ausdruck kommt.

In jedem Geschöpf zeigt sich Gott auf einzigartige unwiederbringliche Weise. So offenbarten sich mir in allen Teilen der Schöpfung, im Hören, im achtsamen Wahrnehmen dessen was ist, immer neue Facetten Gottes. Und mit allem, was ich aufnehme, erfahre ich ein wenig mehr von Ihm, lerne ich Ihn ein wenig besser kennen - ohne Ihn doch niemals auch nur ansatzweise in Seiner Fülle erkennen zu können.

Da alles - so auch ich - Gottes „DNA“ in sich trägt, bin ich allem - so fremd es mir auch scheinen mag - im tiefsten Inneren ähnlich und verbunden. Hören heißt für mich, dieser Verbundenheit nachzuspüren und den Klang Seines Seins in allem zu erlauschen oder zumindest zu erahnen, mich mehr und mehr hineinnehmen zu lassen in die große Symphonie des Seins und meinen Ton in dieser Symphonie immer klarer erklingen zu lassen, immer mehr die zu werden, die ich nach Gottes Willen bin, denn auch in mir will sich Gott auf einzigartige Weise in der Welt zeigen.

Das Leben ist eine einzige große Einladung Gottes an uns, Seiner lebendigen Fülle und Schönheit, die Er uns in Seiner Schöpfung zeigt, nachzuspüren und staunend unseren Anteil, den Anteil jedes einzelnen Geschöpfes daran zu entdecken. Mein Weg, dieser Einladung zu folgen, ist das Hören mit all meinem Sein.

So verstehe ich mich als Oblatin ganz wesentlich als Hörende.

Dabei habe ich das Hören zunächst aus einer Not, aus einem Defizit heraus gelernt:

Schon als Kind habe ich viel und gerne zugehört. Wie jedes Kind liebte ich Geschichten, aber auch die Unterhaltungen der Erwachsenen oder die anderer Kinder habe ich begierig verfolgt. Solange ich denken kann, hatte ich das Gefühl, irgendwie anders zu sein als die anderen und niemals ganz dazuzugehören. Dabei sehnte ich mich sehr nach Zugehörigkeit. Was wussten die anderen, was ich nicht wusste? Was hatten sie verstanden, was ich nicht begriff? Diesen Geheimnissen spürte ich nach und hörte zu, immer in der Hoffnung, die Welt auch so sehen zu lernen, wie die anderen und dann endlich dazuzugehören. So wurde ich mehr und mehr zur ZuhörerIn, lernte die Botschaften hinter

dem Gesagten zu erlauschen und zu erspüren und das Gehörte komplex zu vernetzen. Jedoch ging es bei diesem Hören im Wesentlichen um mich, um mein endlich Dazugehörenwollen. Um meinetwillen wollte ich die anderen verstehen. Damals richtete sich mein Hören vorwiegend nach außen. Auf mein eigenes Inneres, auf Gottes Stimme in mir hörte ich nicht, ja ich ahnte noch nicht einmal, dass es sie gab. Gott interessierte mich zwar, doch ich währte ihn irgendwo da draußen. Ich sehnte mich danach, ihm zu begegnen. Da ich ihn aber nicht in mir selbst suchte, konnte ich ihn auch nirgends anders finden, sondern stieß immer wieder auf Grenzen, Mauern, Fremdheit. Wohl gab es Menschen, die ihn zu kennen schienen und die weckten meine Sehnsucht. So die Ordensschwester, die wir, als ich fünf Jahre alt war, vom Balkon unserer Wohnung aus im Klostergarten spazieren gehen sahen. So auch zwei alte Damen, die - belächelt, für mich jedoch deshalb nicht weniger faszinierend - jeden Abend gemeinsam zur Kirche gingen. Mein kindliches Suchen nach Gott ersticke hingegen immer wieder in Gebeten, die ich glaubte, fehlerfrei aufsagen zu müssen, Benimmregeln in der Kirche und Anstandsregeln in der Gesellschaft. Ich schob das in meinem kindlichen Denken darauf, dass ich in der falschen Kirche war. Ich war evangelisch, während doch alle, die Gott zu kennen schienen, katholisch waren. Wie beneidete ich die katholischen Kinder, dass sie in die „richtige“ Kirche zum „richtigen“ Pastor gehen durften, wo sicher auch der „richtige“ Gott zu finden war. Einmal hatte mich mein Stiefopa - er war katholisch - mit in die Kirche genommen. Zwischen Weihrauch, bimmelnden Glöckchen und dem Wechsel zwischen Stehen, Sitzen und Knien, den ich nicht verstand, glaubte ich Gott zu erahnen ...

Gefunden habe ich ihn noch lange nicht, obwohl ich mich bis ins Erwachsenenalter hinein immer wieder auf die Suche machte. ... Später, als ich endlich Sein Ja zu mir und Seine Liebe spüren, eine Beziehung zu ihm aufzubauen durfte, sah ich, dass es keine richtige und keine falsche Kirche gibt, sondern unterschiedliche Wege des Zugangs und unterschiedliche Ausdrucksformen der Beziehung zu ihm.

Auf meinem Weg der Suche wurden mir drei prägende Begegnungen geschenkt:

Die erste dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde. Ich hatte gerade mein Fahrrad an eine Laterne vor dem Eingang zur Erziehungswissenschaftlichen Fakultät angeschlossen. Auf das Seminar, das mich dort erwartete, hatte ich überhaupt keine Lust. Ich hielt einen Augenblick inne, atmete tief durch und blickte nach oben zum Himmel. In dem Moment geschah es. Was da genau geschah, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, dass mir mit einem Mal klar war, dass alles Sein miteinander verbunden und verwoben ist, alles aufeinander bezogen und zusammengehörig, ein großes Ganzes. Es war kein verstandesmäßiges Erfassen sondern ein Begreifen mit meinem ganzen Wesen, ein tiefes inneres Durchdrungenwerden. Nach einem Augenblick war es vorbei. Aber dieser Augenblick hat meinen Blick auf Gott und die Welt nachhaltig verändert.

Die zweite war Seine Antwort auf ein sehnliches Gebet. Ich war junge Mutter und mein Leben war ganz der Sorge für meine kleine Tochter, meinen Mann und meinen Haushalt gewidmet. Anfangs hatte mich das erfüllt. Doch war unsere Ehe schwierig, meine Tochter anstrengend und mein Haushalt eine Sisyphusarbeit, in der ich zunehmend weniger Sinn sah. Ich sehnte mich danach, all dem zu entfliehen und eine erfüllendere Aufgabe in dieser Welt zu bekommen. Gerne wollte ich mich um Bedürftige kümmern, vielleicht sogar in die Entwicklungshilfe gehen. Aus heutiger Sicht ging es dabei in erster Linie um mich, darum, mich als wichtig und wirksam erleben zu dürfen. Ich war damals nicht wirklich gläubig und suchte selten das Gespräch mit Gott. An diesem regnerischen Tag jedoch, an dem meine kleine Tochter im Kinderwagen eingeschlafen war und ich sie nicht wecken wollte, flüchtete ich mit ihr vor einem Regenguss in eine Kirche. Dort saß ich ganz hinten im Halbdunkel. Plötzlich meinte ich eine Gegenwart zu spüren - Gott? So begann ich ihm von meiner inneren Not zu erzählen und bat ihn, mir den Weg zu zeigen. Was könnte ich tun, dass sich mein Leben wieder sinnvoller anfühle? Und prompt erhielt ich eine Antwort. In mir stieg der Satz auf: „Lerne deinen Mann verstehen.“ Das war nun wirklich nicht die Antwort, die ich hören wollte. Auf diese Weise in meinen Alltag zurückgeworfen zu werden, dem ich doch entfliehen wollte, erboste mich zunächst. Aber ich begriff, dass das Gottes Antwort an mich war und dass Sein Plan für mich

vorsah, in meiner Rolle zu bleiben. Diese Antwort hat unsere Ehe immer wieder gerettet und uns viel Gutes miteinander ermöglicht - bis heute. Und nach wie vor übe ich, meinen Mann zu verstehen.

Die dritte Begegnung ereignete sich, als ich auf der Suche nach spirituellem Halt, den ich in meiner evangelischen Kirche nicht fand, ein Seminar zur Chakrenmeditation bei einer jungen Schamanin belegt hatte. Am Ende des Seminars, aus dem mir sehr hilfreiche Bilder zu meinem inneren Erleben erwachsen sind, und in dem ich zu begreifen begann, dass ich von Gott gewollt bin und die sein darf, die ich bin, betete die Schamanin eine sehr freie Form des Vaterunser. Wir standen im Kreis, versammelt um das Wasser der Mitte, das die Energie unseres Miteinanders an diesem Tag in sich aufgenommen hatte, so das Bild, und sie betete mit ruhiger klarer Stimme. Zum ersten Mal erschloss sich mir dieses Gebet, das ich bis dahin immer nur als frommes Gedicht aufgesagt hatte, in seiner Schönheit und umfassenden Weite und öffnete in mir die Tür, mich noch einmal neu auf den christlichen Glauben einzulassen. Dieser Weg der Öffnung führte mich schließlich über die katholische Grundschullehrerin meiner Tochter in die katholische Kirche.

Immer wieder wurden mir seither Menschen an den Weg gestellt, Wege geebnet und Türen geöffnet. So führte mich meine Suche nach einem Ort, an dem ich für eine Woche eine Auszeit von meiner Familie nehmen könnte, im August 2007 ins Benediktinerinnenkloster in Köln. Eigentlich hatte ich einen Ort in schöner Landschaft, im Wald oder auf einem Berg gesucht. Aber nirgends war Platz für mich und immer wieder landete ich auf der Homepage der Kölner Benediktinerinnen, bis ich mir schließlich ein Herz fasste, Kontakt aufnahm, kommen durfte und das zu lernen begann, wonach ich mich gesehnt hatte, im Alltag mit all seinen Störgeräuschen Ruhe zu finden.

Der letzte Tag meines Aufenthalts war der Anbetungstag. Eucharistische Anbetung kannte ich bis dahin nicht und es war eine überwältigende Erfahrung für mich. Dort, im Hören auf Gottes stille Präsenz, in der Begegnung mit Ihm oder mit meiner Sehnsucht nach Ihm, fand ich das innere Zuhause, nach dem ich mich so sehr sehnte. Von diesem Tag an bin ich jeden Monat zum Anbetungstag gefahren und habe im darauf folgenden Jahr die Vorbereitung auf meine Oblation begonnen.

Während ich mich auf den benediktinischen Weg begab, faszinierte mich zugleich der franziskanische. Und es kam in mir die Frage auf, welcher von beiden denn nun der meine sei. Noch kurz vor meiner Oblation formulierte ich in einem Gespräch mit der Schwester, die mich begleitete, meine Zweifel, ob mein Weg denn wirklich der benediktinische oder nicht doch eher der franziskanische sei. "Bleib auf dem einmal eingeschlagenen Weg. Wenn Gott einen anderen Weg für dich vorgesehen hat, wird er es dich unmissverständlich wissen lassen.", war ihre Antwort. Ein Rat, der mich seither in vielen Situationen meines Lebens begleitet hat.

Ich blieb und gab überzeugt und froh mein Versprechen als Oblatin.

Seit gut sechs Jahren arbeite ich nun im franziskanischen Umfeld und spüre, wie sehr die Synthese zwischen franziskanischer und benediktinischer Spiritualität meiner Art zu glauben entspricht. Ein großes Geschenk.

Viele weitere Momente, in denen ich geführt wurde, könnte ich anfügen. So darf ich seit einigen Jahren ehrenamtlich bei der Telefonseelsorge mitarbeiten. Dort ist meine Gabe zu Hören von Wert und ich darf immer wieder erleben, wie Christus, um dessen Beistand ich zu Beginn jedes Dienstes bitte, in den Gesprächen mit den Anrufenden wirkt. Und wie oft gehe ich als Beschenkte nach Hause, wenn ich Seine Gegenwart auch in Anrufer*innen spüren durfte, mit denen mir der Kontakt zunächst schwer fiel.

Trotz all dieser beglückenden Erfahrungen von Führung und Beistand hakt es jedoch immer mal wieder in meinem Leben und ich fühle mich in einer Sackgasse. Fühle mich ungeliebt und nutzlos und sehe keinen Weg mehr für mich. Dann merke ich jedes Mal über kurz oder lang, dass ich das Hören vergessen und versucht habe, mein Leben aus eigener Kraft zu meistern, statt meine Pläne

loszulassen und mich Seiner Führung anzuvertrauen. Nicht Er hat mich aus dem Blick verloren, sondern ich Ihn.

Wahrhaft Hörende zu werden, ganz und gar offen für Ihn, wie auch immer Er mir begegnet, scheint mir eine lebenslange Aufgabe, ein Weg, den ich von Ihm geleitet vertrauensvoll gehen darf und auf dem ich meiner wie auch der Schwerhörigkeit anderer mit viel Humor und Gelassenheit begegnen darf.

„Wenn es Ihnen um weniger geht, als um die vollkommene Hingabe an Christus, sind Sie hier falsch.“
Mir geht es genau darum.